Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 1

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

UNGEDEUTETES GEHEIMNIS

Zu Lou Andreas-Salomés «Lebensrückblick» [1]

Lebensrückblick: das ist nicht biographische Selbstdarstellung in fortlaufender Erzählung; es ist der Grundriß einiger Lebenserinnerungen. Erinnert wird der Grundriß des geistigen und seelischen Gefüges, um die Grundstruktur des Wesens zu fassen, wie sie in der Begegung des Ich mit sich selbst, mit der Umwelt und der Welt zur Erscheinung kommt.

«Wenn ein Mensch dahin ist, nimmt er ein Geheimnis mit: wie es ihm, gerade ihm im geistigen Sinne zu leben möglich gewesen sei» — heißt es in Hofmannsthals Buch der Freunde. Dieses Geheimnis der eigenen geistigen Existenz zu fassen, ist das Anliegen der Aufzeichnungen, die Lou A. S. in ihrem achten Lebensjahrzehnt niedergeschrieben hat. Ein denkwürdiges Unterfangen in Anbetracht der geistigen Spannweite dieses Lebens. — «Unsterblich», wie Gottfried Benn sagt, «durch einen Antrag Nietzsches, den sie ablehnte»; außerdem weiß man, daß sie fast 30 Jahre naheste Freundin von Rilke gewesen ist und ein Vierteljahrhundert mit Sigmund Freud als Mitarbeiterin befreundet war. — Sie hat sich dokumentiert in drei Büchern der Freundschaft: Friedrich Nietzsche in seinen Werken (1894), Rainer Maria Rilke (1928), Mein Dank an Freud (1931). Drei Stationen ihres Lebens, eigenwillig, souverän dargestellt; dabei tritt ihr eigenes Wesen nur schemenhaft in Erscheinung als das Objektiv, das je die geistige Gestalt in seiner Weise faßt. — Ihre Erzählungen und Essays machten wenig von sich reden und sind inzwischen weitgehend vergessen.

Der Lebensrückblick zeigt Lou A. S. als ungewöhnlich gescheite, wache Frau in bewegtem geistigem Leben, in dem sie ein paar der eigenartigsten Verbindungen mit höchstwertigen Menschen erlebt hat. In überraschender Offenheit ist das Buch erstaunlich mutig im Aufdecken des «Elementarischen und des Intimen» (255), das als Material nur ihr zugänglich war, das sie rückhaltlos, gelegentlich rücksichtslos preisgibt. So macht es mitunter den Eindruck eines vehementen Monologs der Selbsterforschung — bis in die Diktion im unbekümmerten Wortgebrauch und Satzgefüge —, den der Leser mit einer gewissen Befangenheit belauscht. Trotz solch äußerster Aufrichtigkeit — «autobiographisch nach bestem Wissen und Vermögen» (26) — bleibt die beunruhigende Frage, wieweit die Frau, die berichtet, identisch ist mit der Frauengestalt, die der Bericht zur Erscheinung bringt. — «Dichtung und

[1] Lou Andreas-Salomé: Lebensrückblick. Grundriß einiger Lebenserinnerungen. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Ernst Pfeiffer. Max-Niehans-Verlag, Zürich, und Insel-Verlag, Wiesbaden.

Wahrheit» ist die gültige Prägung dafür, wie ein Leben, von der biblischen Höhe des Alters rückblickend, sich selber schaut und darstellt. Lous Lebensrückblick liegt überdies im Schatten des Zarathustraworts von der Erlösung: «... alles ‚Es war' umzuschaffen in ein ‚So wollte ich es!' — das hieße mir erst Erlösung.»

Der großen, nicht zu bestreitenden subjektiven Wahrhaftigkeit der Aussage ungeachtet, gilt das vor allem für die Kapitel von Kindheit und Jugend — das «Erlebnis Gott» mit dem «Gottesschwund» in den Kindertagen und das «Liebeserleben» mit der Gottidentifizierung des geliebten, sie geistig an- und übertreibenden Lehrers und dem Gottesverlust bei der Entfremdung von ihm. — Was da im Alter erinnert ist («wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder, die längst ich vergessen geglaubt») —, ist gefiltert durch das Wissen und die Erfahrung des langen Lebens, das 25 Jahre Schule der Psychoanalyse nicht verleugnet. Was das Kind dumpf-selbstverständlich gelebt hat, ist in der Darstellung ins grell Bewußte rationalisiert, vom Gewordenen her gesehen, für das es Keim und Ursprung gewesen ist; nicht wachstümlich gesehen, sondern planmäßig, (fast) als vollzogene Absicht. — «Zeichnen ist Weglassen», soll Liebermann einmal gesagt haben. So ist der Grundriß gezeichnet, indem er wegläßt, was seine Einsinnigkeit im Lebensablauf stören würde.

Dabei sind die Tatsachen, an denen die Struktur des Grundrisses wie des umrissenen Wesens einleuchtend sichtbar werden könnten, anscheinend arglos, ahnungslos und unkommentiert im heiter bunten Plauderbericht vom «Erleben an der Familie» erzählt. — Als sechstes Kind mit fünf älteren Brüdern aufgewachsen, ist sie Vaters Liebling, der Mutter fremd, zeitweise bis zu feindlicher Kälte und erst in reifen Jahren ihr zugetan und vertraut. (Eine Gefühlswallung bei der versöhnenden Aussprache nennt sie «rührselig und altmodisch» und betont strahlend ihre Unfähigkeit, was es auch sei zu bereuen [67].) — Der Lebensraum des Kindes war der Brüderclan, der sie verwöhnend einbezog, so eindrucksvoll und nachwirkend, daß bei jedem ihr später begegnenden Mann das Bild der Brüder lebendig wurde (51/52). — Das «Glück auf des Vaters Arm» (56) spiegelt sich (bis zur Wortähnlichkeit) im «Schoßverhältnis» zu dem imaginierten «Gott-Großvater», der «mütterliche Schoßwärme und väterliche Machtvollkommenheit» in sich vereinigte (18). In dem geliebten Lehrer erscheint noch einmal rein das Vaterbild, was ihn für den «Gottmenschen», den «revenant des lieben Gottes» zur Identifizierung mit dem «geschwundenen Gott» so geeignet machte, daß in dem Augenblick, da dieser Vaterrepräsentant erotische Forderungen an das noch unerschlossene Mädchen stellte, der «Gottesverlust» eintrat (34).

Die in dieser Weise verfestigte Wesensprägung durch den zweimaligen Ansatz der Vaterbindung und das Brudererlebnis, dazu die ungewöhnliche, spezifisch nichtweibliche Begabtheit für abstraktes, philosophisches Denken hat sie als 20jährige ungemein befähigt, ihre philosophischen Freundschaften in geschwisterlicher Unbefangenheit und Vertrautheit auszuleben. Nietzsche war von dem elbischen Zauber dieses überbegabten, enorm belesenen und dazu noch schönen Mädchens so überwältigt, daß er ihre wesensnotwendige Abwehr mißverstand, mißdeutete und an den Rand von Wahnsinn und Selbstmord geriet. — Dem in seinem Selbstbewußtsein stark gehemmten Paul Rée gegenüber ermöglichte das gleiche (frigide) Verhalten der Frau, nach seiner anfänglichen, mißglückten Werbung, die jahrelang fast ungetrübte Freundschaft.

Die nachhaltige Fixierung an ihr Kindheitserleben und ihre darum un-

entwickelte — später fehlentwickelte — Weiblichkeit dürften auch das Rätsel ihrer «Geschwisterehe» mit Rilke (174) lösen können wie das Rätsel der paradoxen, dem sakralen, dem bürgerlichen und dem menschlichen Sinn entzogenen Ehe mit F. C. Andreas. Das letzte — späte — Nachtragskapitel: «Was am Grundriß fehlt», spricht von dem absonderlichen «Zwang», der ihre Ehe ohne eheliche Bindung dennoch ein Leben bis ins höchste Alter währen ließ. Dabei begnügt sie sich mit der Behauptung, nur wer ihren Mann so tief geliebt und so tief gekannt habe wie sie selbst, könne ahnen, was das Wort «Zwang» hier heiße (256). Das ist bei der überragenden Gescheitheit und erwiesenen Denkfähigkeit der Frau verblüffend; so billig hat sie sich die Begründungen und Deutungen sonst nicht gemacht. Hier war der Punkt, an dem die Selbsterforschung das Geheimnis des eigenen Wesens in einer tieferen Schicht aufdecken konnte. — Denn was am Grundriß fehlt, war nicht die Aufdeckung bis dahin unbekannter oder nur gerüchtweise bekannter Tatsachen. Diese sind nur Symptome und der Deutung bedürftig, wenn sie mehr sein sollen als interessantes, sensationelles Detail. Hier war der Schicksalshaftigkeit ihres Wesens von ihr nachzufragen, wie es in der unerbittlichen Gesetzlichkeit des Lebendigen bestimmt war und sich auswirkte. Diesen Grundriß ihrer Wesensstruktur und ihres Erlebens bleibt der Lebensrückblick schuldig. Trotzdem verrät er so vieles von der eigenartigen Persönlichkeit, von ihrer Zeit und den ihr verbundenen Menschen, daß er zu einem erregenden Dokument ihres Lebens geworden ist.

Man erinnert sich, daß ihre Jugend und Entfaltung zur Reife in die Zeit von Ibsens großen Spätdramen fiel. Hedda Gabler, Rebekka West (Rosmersholm), die Frau vom Meer waren Frauengestalten, deren «Problematik» damals «in der Luft» lag. (Lou hat selbst eine Arbeit über Ibsens Frauengestalten veröffentlicht.) Nicht als ob sie einer von ihnen gliche oder auch nur ähnlich wäre. Aber die Luft, in der Ibsens Frauengestalten glaubhaft waren, war die gleiche, in der Lou lebte, in der ein Frauenleben, wie sie es unbekümmert führte, zuerst möglich war. — Wie intensiv sie dabei die geistigen Bewegungen, die Stürme und Stürze der entscheidenden fünfzig Jahre ihres Lebens erfahren hat, kann man an den beigegebenen Photographien ablesen — an der bei aller Anmut der Gestalt und in der leicht versonnen stilisierten Haltung unanrührbaren Geschlossenheit von 1882 bis zu der aufgewühlten Maske der tragischen Sibylle von 1934, die von mächtigen Lebensfurchen gezeichnet ist. — Diese war die Frau, die den Lebensrückblick geschrieben hat.

Den stärksten Eindruck macht die vollkommene Ungebrochenheit, die Unbekümmertheit, die Unanrührbarkeit ihres Wesens. Rückhaltlos bekennt sie sich zu der mächtigen Dynamik in ihr, «ein triebartiges, nicht zu überredendes Muß» (24) in ihrer «Natur — oder wie man das nennen will, was uns ohne unser Vorwissen und ohne weiteres befehligt» (258). Dem gehorcht sie «triebartig», ohne Bedenken. Dabei ist ihre Wesenssubstanz von einer Legierung, die sie unangreifbar macht. Niemals ist sie es, die in einem Konflikt die Einbuße erleidet. Unnachgiebig nimmt sie sich aus jedem Erleben wieder zurück, vollkommen ohne Rest oder Minderung, ohne Bruch oder Verwundung, ohne den leisesten Zweifel an sich selbst. — Das hat etwas Unheimliches, ist von etwas Dämonischem umwittert. Und eben das ist der faszinierende Zauber gewesen, der von ihr ausging, der ihr nicht nur zeitlebens nachgerühmt wurde, den man auch noch im Lebensrückblick an vielen Stellen unmittelbar aus den Worten spürt.

Im «Dank an Freud» spricht sie einmal von der paradoxen Möglichkeit,

daß jemand nicht nur krank geworden, daß er auch «zu gesund» geblieben sein könne (15). Die selbstbewußte Selbstsicherheit, verbunden mit der eigenartigen Bewußtseinsgrelligkeit, gibt der «Gesundheit» ihrer «Natur» etwas Uebertriebenes — in der Art, wie die Intensität ihres Daseins sich unbekümmert auferlegt, ohne sich einzufügen, wie sie nimmt, ohne zu empfangen, und gibt ohne Rücksicht auf den, den sie gewalttätig beschenkt. — Eitel ist sie offenbar nicht; sie nimmt es nur heiter zur Kenntnis, daß die «Dinge allerersten Ranges» ihr ohne Kampf, gewissermaßen selbstverständlich zufielen. Doch macht sie dabei die bedeutungsvolle Parenthese: «Dann eher (d. h. als den Kampf) noch ein Verhalten nach dem Verschen: ‚Die Welt, sie wird dich schlecht begaben, glaub mir's! Sofern du willst ein Leben haben, raub dir's!' » (68).

In seinem Nachruf auf die ihm jahrelang befreundete Mitarbeiterin schreibt Freud: «Wer ihr näherkam... konnte zu seinem Erstaunen feststellen, daß ihr alle weiblichen, vielleicht die meisten menschlichen Schwächen fremd oder im Lauf des Lebens von ihr überwunden waren.» — Ein erstaunliches Wort von diesem berufenen Seelenergründer. Sollte das Fehlen aller Schwächen nicht auch etwas von jenem Zuviel an Gesundheit sein, das dieser Frau so bedeutende Züge des Unweiblichen, ja des Unmenschlichen gibt? Ist nicht ein gewisser Zusatz von Schwäche eben das, was den Menschen als Menschen, das Weib als Weib in seiner Naturgegebenheit und Naturbestimmtheit erst vollkommen verwirklicht? Ihrem Wesen, wie es im Lebensrückblick erscheint, haftet trotz der mächtigen Bewegtheit des geistigen und des seelischen Geschehens etwas Starres, fast Maskenhaftes an; eine unwandelbare Selbstigkeit, ein zu hoher Könnerschaft durchentwickelter Autismus, in dem sie sich unbeirrt und eigenwillig, unwandelbar identisch mit sich selbst bewahrt. — Das scheint auch der Ausruf Freuds zu bedeuten, der (in einer Erläuterung) aus einem Gespräch berichtet ist (360), als er sie nach der an ihr vollzogenen Psychoanalyse wiedersah: «Aber Sie sind ja noch immer die alte!» — Lous Antwort: «Weil Sie es auch sind» — ist entwaffnend in ihrer im Selbstbewußtsein ruhenden, arglosen Selbstsicherheit. Man wird verstehen, was für einen Zauber dieses hochbegabte, geradezu «antineurotische» Exemplar Mensch auf den erfahrenen und immer mit Neurosen befaßten Psychotherapeuten gehabt haben mag.

Solch magnetisch wirkender Zauber ist auch von der ganz jungen Frau ausgegangen, als sie — nach dem Bruch mit Nietzsche wieder mit Rée allein — jahrelang einen Kreis bedeutender Gelehrter um sich scharte und in lebendig fruchtbarer Gemeinschaft hielt. Wie sie ihr Leben in Berlin, in Paris, in München erzählt, überall ist diese elementare Anziehungskraft ihrer Persönlichkeit wirksam, ohne daß sie Aufhebens davon macht.

So begegnet sie als reife Frau dem fünfzehn Jahre jüngeren, damals 21jährigen Rilke und nahm ihn an sich. Das wurde zu einer Schicksalsstunde weit über das Erleben der zwei Menschen hinaus. Sie selbst spricht von dem «blutjungen Rainer» (142) und hätte selbst, dem Alter nach, fast seine Mutter sein können. Wie Rilke dieses verhängnisvolle Glück erlebte, bekümmert sie nicht. Noch in ihrem hohen Alter ist sie ganz erfüllt von ihrem eigenen Erleben. Sie, die dem Jüngling weit überlegene Frau, ist es gewesen, die das Gesetz dieses Erlebens bestimmt hat: «Nicht zwei Hälften suchten sich in uns: die überraschte Ganzheit erkannte sich erschauernd an unfaßlicher Ganzheit. So waren wir denn Geschwister — doch wie aus Vorzeiten, bevor Geschwisterehe zum Sakrileg geworden war» (173/174). — Daran mußte der wirkliche Bezug zwischen den Geschlechtern scheitern; er

wurde nicht der Urvorgang der seligen Einung, in der der Mann die Frau erkannte: die Ganzheit erkannte *sich* an der Ganzheit. — Das entscheidende Erlebnis des «blutjungen» Rilke war «Geschwisterehe», der kleine Bruder mit der für ihn mütterlich wirkenden älteren «Schwester», und der Vollzug war nicht Verbindung, sondern Isolierung, in der jedes sich selbst im andern spiegelte. Was der reifen Frau, entsprechend der Struktur ihres Wesens, «unter einer großen Stille und Selbstverständlichkeit begegnete» (269) — als Realisierung der Brudersituation in der Kindheit —, wurde für den Jüngling das Schicksal, an dem er unter Lebensgefahr zum großen Dichter reifen sollte.

Nach der Darstellung im Lebensrückblick könnte es sich als notwendig erweisen, die Bedeutung des Elegienengels für Rilke neu zu überprüfen. — Lou sagt zu dieser Frage (Dank an Freud, 83): «Alle Hingebung gilt dem wirklichkeitsusurpierenden Engel, der gleichsam empfangen und gezeugt im verkehrten Mutterleib, das Liebeszentrum mit sich verstrickt hält: der Engel wird zum Liebespartner.» — Vielleicht hat Lou mit dieser unheimlichen Formulierung in einem hintergründigen Sinn wirklich recht. Dann wäre der Elegienengel die Projektion von seiner — Rilkes — Begegnung mit Lou ins Mythische, das Hochbild der nie vollzogenen und nie vollziehbaren Verbindung mit dem schwesterlichen Menschen, mit dem nicht mehr menschlich fühlenden übergewaltigen Wesen, das dennoch alle Wirklichkeit usurpiert hatte. An dieser Hypothese wäre die Genese des Engels unmittelbar am Leben zu verfolgen, und es fiele ein neues Licht auf die Verzweiflung vor dem schicksalhaften Geschehen, an der der Dichter die abgründigen Einsichten ins Menschliche erlitten hatte. — Damit wäre auch einleuchtend, warum Lou dem Dichter nicht über die Elegien hinaus zu folgen vermag, dorthin, wo der Elegienengel als Lebensmacht verschwunden ist. Lou gibt selbst ihre «Ungerechtigkeit» in dieser Beziehung zu (186), aber sie ist nicht bereit, sie ist nicht fähig, zu hören in einem Bereich, in dem sie selbst als wirkende Macht ausgeschaltet ist. Darum hält auch die Alterserinnerung Rilke fest in der Frühzeit, bei «des Stundenbuches kleinstem Vers», der ihr erschien «wie gesprochen von getrostem, frohem Kindermund» (187) in der hohen Zeit ihrer Liebesbegegnung. Sie konnte nicht wahrhaben, daß er sich so weitgehend von ihr und ihrer gemeinsamen Vergangenheit sollte gelöst haben können.

Wie das Rätsel ihrer Ehe zu deuten wäre? Vielleicht ist F. C. Andreas der einzige gewesen, der ihr begegnet ist und ihr an Urkraft, an Gewaltsamkeit der Natur gewachsen war. Sein Geheimnis hat auch er bei seinem Hingang mitgenommen — auch Lou gegenüber. «Ich weiß es nicht. Vergib, vergib, ich weiß es nicht» — ist eines der letzten Worte der Erinnerung an den Mann, aus dem spät geschriebenen Nachtragskapitel (276), ein Bekenntnis, das ausstrahlt über alles, was sie von ihrer Ehe sagt. Vielleicht war eben das jener «Zwang», der ihm lebenslänglich Macht über die Frau gegeben hat, die niemand gewinnen konnte, der Hingabe von ihr verlangt hätte. In dem Geheimnis, das ihn umdunkelte, war sie einem Dämon begegnet, der dem sich allem entziehenden Dämonischen in ihrem Wesen gewachsen und überlegen war. In dem merkwürdig gemischten Blut (armenischem, javanischem und deutschem) lebte ein Macht- und Besitzerwille, der in ungeheurer Selbstkasteiung solchen Verzicht von sich erzwingen konnte, um sich dadurch um so vollkommener zu verwirklichen. Darin konnte die Frau ihm schicksalsmäßig verfallen. — Für sie war die Bindung an den geheimnisvollen älteren Mann in liebevoll ehrfürchtiger Distanz und doch unlösbarer Verbundenheit

die Wiedergewinnung der Kindheitssituation, der «Zurückrutsch» (wie sie das nennt) in das Umfaßtwerden von der Vaterallmacht, die von ihr nichts forderte, als daß sie da sei. — Nicht zu verwundern ist, daß die Realisierung solcher unbewußter Wünsche aus vorbewußter Urzeit ihrer Existenz selbst in ihrem Leben «Kämpfe und Krämpfe» (269) gebracht hat; aber sie hat sich dabei in beispielloser Ueberlegenheit erfüllt, unabhängig und unbekümmert davon, was es den jeweiligen Partner gekostet hat.

Der Rang ihres Lebens — und des Lebensrückblicks — ist bestimmt von dem Format derjenigen Menschen, denen sie einen hohen, lebensbestimmenden Wert bedeutet hat und denen sie Schicksal geworden ist. — Deshalb ist es schade, daß sie das Erlebnis Nietzsche — trotz der Diskretion ihrer Haltung gegenüber den Zänkereien des Nietzsche-Archivs (die die Erläuterungen manchmal durchbrechen) — nicht bewältigt zu haben scheint; zumal, wenn sie (wie der Herausgeber mitteilt) im Alter einmal gefragt hat, ob sie Nietzsche nicht aus ihrem Leben wegdenken könne (260). Wo Schicksal, in das ein Mensch, wenn auch vollkommen ungewollt, verstrickt war, so sichtbar gewaltet hat wie in diesem Fall, ist die Möglichkeit des Wegdenkenkönnens a limine nicht mehr gegeben. Auch widerspricht solche Haltung dem, daß ihr «lebenslang kein Verhalten unwillkürlicher war als das, Ehrfurcht zu erweisen» (27). Woran mag es gelegen haben, daß die alte Frau, als sie die Schicksalsfäden zu entwirren und zu deuten suchte, noch immer nicht hatte verwinden können, wie unbequem der stürmisch werbende Philosoph fünfzig Jahre zuvor dem jungen Mädchen gewesen war? Denn in dem, was Nietzsche so bewegend an ihr erlebt hatte, hat auch jene unerbittliche Gesetzlichkeit gewaltet, die sich zeitlebens in ihrem Wesen ausgewirkt hatte.

Als ganz junger Mensch hat sie einmal in ihr Tagebuch geschrieben: «Ich bin Erinnerungen treu für immer; Menschen werde ich es niemals sein» (184). Was sie sich damals versprochen hat, hat sie ihr Leben lang gehalten, mit der einzigen Ausnahme von F. C. Andreas — falls man in diesem paradoxen Bezug von «Treue» sprechen mag. Sonst hat sie sich niemals in eine Bindung eingelassen, und so wahrte sie sich die unbegrenzte Verschwendungskraft einer reichen Natur, die für viele, über die sie hingegangen ist, so beglückend gewesen sein mag wie für sie selbst. Wo sie hinkam, erregte sie Wirbel und Ströme von Geist und Gefühl, unbekümmert wie der Sturzbach, ob sein Lauf Segen bringt oder Verwüstung. Eine Naturgewalt von mächtiger Ungebrochenheit, dämonisch urhaft, ohne alle weiblichen und fast ohne menschliche Schwächen — eine Virago, der zu einer antikischen Gestalt ein Stück wirklicher Humanitas fehlt, ein Wesen aus prähistorischer Vorzeit, Ausdruck von ihres eigenen Lebens Vor- und Frühgeschichte. Sich selbst in unheimlicher Weise treu, hat sie, auf ihre Art, wahrscheinlich viel Gutes erlebt. — Hat sie ihr Glück je wirklich mit jemandem teilen können? — «Ich weiß es nicht. Vergib, vergib, ich weiß es nicht.» — Sie hat sich restlos verschwenden können in der Gewißheit, von ihrer Substanz nie etwas einzubüßen. Aber hat sie sich jemals verschenkt? Hat sie je die Hingabe, die Preisgabe ihres Wesens wirklich erfahren? — Im «Dank an Freud» hat sie geschrieben (16): «Es handelt sich dabei um die uneingestandene Furcht, die allzu früh und fest gebauten vorsichtigen Gewöhnungen könnten plötzlich gleichsam transparent werden unter der Durchleuchtung weiterer, größerer Bauumrisse, als wir bei unserem zu engen Plan berücksichtigten — ja, sie könnten in ein Grenzenloseres verzittern, als wir jemals riskiert hätten.» — Hat sie dabei — auch — von sich gesprochen? — oder hat sie solche

Dinge nur «gewußt», ohne sie als den Probierstein zu verwenden, um die Art des eigenen Wesens daran zu erkennen? Hat sie ein letztes Wissen über sich selbst — trotz der rücksichtslosen Offenheit ihrer Aussage — verschwiegen? oder ist sie dessen wirklich nicht inne gewesen, so daß sie es auch nicht hat er-innern können? Denn Erinnerung ist nur von dem, dessen man inne ist.

So hat sie doch bei ihrem Hingang das Geheimnis mitgenommen, wie es ihr, gerade ihr, so zu leben möglich gewesen ist; — und doch ist dieses Geheimnis, ohne daß sie es angerufen oder ausgesprochen hat, ihrem Lebensrückblick einverwoben.

Dieter Bassermann

DER ARTEMIS-GOETHE

Das bedeutende Werk der Artemis-Gedenkausgabe schreitet voran. Noch fehlen von den vorgesehenen 24 Dünndruckbänden sechs, aber bereits runden sich innerhalb des überlegen disponierten Ganzen kleinere, in sich zusammenhängende Teilganze. Die «Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche» zieht mit Recht den Bogen weit über die dichterischen Werke hinaus, um des schier unbegreiflichen Reichtums so viel wie nur möglich zu fassen. Außerhalb der Dichtung liegen die ersten vollendeten Teilreihen: nach den Gesprächen in drei Bänden nunmehr die vier Bände der Briefe. An den von K. G. Schmid hervorragend präsentierten Briefwechsel Goethe—Schiller und die von Hansjörg Ostertag recht farblos biographisch kommentierten Briefe aus den Jahren 1786—1814 haben sich neuerdings zwei prächtige Flankenbände geschlossen: die vor 1786 geschriebenen Briefe, herausgegeben und eingeleitet von Ernst Beutler, dem Betreuer der gesamten Ausgabe, und die nach 1814 geschriebenen mit der Einführung ihres Herausgebers Christian Beutler, beide Bände mit reichen Registern, für die Elisabeth Damm bzw. Peter Boerner verantwortlich zeichnen. Gegen 14 000 Briefe und Briefkonzepte Goethes sind erhalten, davon macht die Artemis-Ausgabe rund 4000 dem heutigen Leser zugänglich, und zwar nach dem Wortlaut der Weimarer Ausgabe; Wesentliches aus späteren Veröffentlichungen wurde ergänzend eingefügt.

Die Kunst, hohes geistiges Gut auf eine fruchtbare Art dem Fachmann wie dem gebildeten Laien zu öffnen, hat hier epochemachende Leistungen zustande gebracht. Ein Genuß zum Beispiel, mit Ernst Beutler die Wandlungen von Goethes Briefstil, der im briefseligsten aller Jahrhunderte aufblühte, zu verfolgen, oder mit Christian Beutler zu sehen, wie der alternde Dichter ahnend die große Wende des europäischen Geistes ins Zeitalter der Technik hinüber verfolgt. Neben längeren Einführungen sind reichhaltige Namens- und Begriffsregister als Lesehilfen ein Merkmal der Artemis-Ausgabe. Sie umspannen das Unscheinbare wie das Mächtige und reichen von der Auskunft etwa über jenes neue «Quälodram», mit dem 1829 ein Dramatiker die Weimaraner marterte, bis zu den tragenden Ideen, etwa der Ehrfurcht oder der Einsamkeit. Es ist durchaus nicht abwegig, die Briefe einmal vom Register her zu lesen, denn sie sind ja nicht nur «Goethes Leben in Selbstenthüllungen» und nicht bloß Spiegelungen einer großen Epoche in ihrem universalsten Kopf, sie sind auch Speicher einer in vielem noch heute gültigen Welterfahrung, gewonnen aus zahllosen schöpferischen Begegnungen mit Menschen, mit Natur und Geschichte, und auch in der Fülle ihrer Ausdrucksmöglichkeiten ein unerschöpflich spendender Quell der Werte. Wir denken etwa an den großartigen Auftakt zu einem winternächtlichen Brief an Zelter in Berlin: «Da mir nun

bekannt geworden, daß ganz Europa, eben so wie mein Klostergarten, durch den Schnee nivelliert sich behelfen muß, so hab ich mich um desto eher zu bescheiden, da ich nicht aufgefordert werde, den Fuß vor die Türe zu setzen. Daher will ich nun, bei klarer nächtlicher Weile, wo Frau Venus noch immer heiter und niedlich am westlichen Himmel über den Hörnern des jungen Mondes glänzt, sodann auch Orion und sein Hund, blinkenden Halsbandes, von Osten her, über meinen dunklen Fichten-Horizont, prächtig heraufsteigt, hierdurch aufgeregt Dir ein munter-freundliches Wort in Deine wohlerleuchtete und bewegte Stadt hinsenden ...»

In einem besondern Fall hat Ernst Beutler das texterschließende Register von Peter Boerner durch einen fortlaufenden Stellenkommentar ergänzt — der Band «Die Faustdichtungen» zeigt, wie berechtigt dieser Methodenwechsel war. Und als ein Gastgeber, der seine Gäste jedesmal mit immer wieder unverhofften Gaben verwöhnt, fügt Beutler zu sämtlichen Fassungen der Faustdichtung auch die Aenderungen, Zusätze, Pläne Goethes hinzu und überdies auf vierzig Seiten Aussagen des Dichters über seinen «Faust» — ein wahrhaft überwältigender Bauplatz des Geistes, in seinem Reichtum erinnernd an jene Tausende von Entwürfen zu menschlichen Antlitzen, Händen, Körpern, die der Bildhauer Rodin in seiner Werkstatt hinterlassen hat. Ein packendes Beispiel umsichtiger, das Große wie das Kleine in die weite Gesamtkonzeption einbeziehender Gelehrtenarbeit ist Ernst Beutlers Einführung. So eindrücklich ist zum Beispiel kaum je auf die immanente Ironie des Faustdramas hingewiesen worden: «Tiefe tragische Ironie erfüllt auch gerade Fausts letzte Stunden. Er glaubt das emsige Schaufeln seiner Arbeiter zu hören und hört seine Totengräber. Er glaubt für die Ewigkeit zu schaffen, und sein Land wird Raub des Meeres werden. Und ist es nicht Ironie, daß eben derselbe, der gerade noch verkündete:

Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,

sich nun eben diesem ‚Drüben' verantwortlich gegenüber findet, nachdem Engel sich haben Fausts Seele von den Teufeln erkämpfen müssen ... Und ist es nicht Ironie, wenn der Titan, dem der Erdkreis zu klein war, ‚Zum Anbeginn, Steigendem Vollgewinn' den Seligen Knaben als der, der von diesen Kindern belehrt werden muß, zugesellt wird?»

Und sollte trotzdem ein heutiger Leser an einigen zu weit getriebenen Skurrilitäten des Dichters Anstoß nehmen, so wird er sich mit Karl Viëtor daran erinnern, daß nicht der Faust, sondern der Faust im Verein mit den großen Alterswerken, den «Wanderjahren», dem «West-östlichen Diwan», das *ganze* Bild des greisen Goethe ergibt.

Eine weitere Bändegruppe der Artemis-Ausgabe sammelt die untereinander mannigfaltig zusammenhängenden Schriften zur Naturwissenschaft, Kunst und Literatur. Davon sind als neuester Zuwachs die «Schriften zur Literatur», ediert von Fritz Strich, erschienen. Der thematisch sehr vielfältige Stoff stellt den Herausgeber vor heikle Fragen der Anordnung. Der Germanist der Universität Bern hat sie, neue Wege beschreitend, überzeugend gelöst: «Der vorliegende Band ist nach einigen großen Kategorien gegliedert, die dem Herausgeber die wesentlichen Themen von Goethes kritischer Tätigkeit zu sein scheinen (Theater und Schauspielkunst, deutsche Literatur, Volksdichtung, Weltliteratur). Innerhalb dieser Kategorien wurde chronologisch geordnet. Aber dort, wo Brennpunkte bemerkbar werden, die durch wiederholte Beschäftigung Goethes mit Dichtern oder Werken entstanden, wie etwa: Byron,

Manzoni, Carlyle, der Globe und andere, wurde alles, was er im Laufe der Jahre dazu schrieb, zusammengehalten.» So erzielt Strich ein Höchstmaß gegenseitiger Erhellung der Texte, um so mehr, als er in seine vollständige Sammlung auch Entwürfe und Skizzen aufnimmt. Der Kern seines einführenden Kapitels ist eine Darstellung von Goethes Ethos des literarischen Urteilens im Geiste der Humanität, sorgsam abgehoben von andersartigen Einstellungen jener Zeit. Ein Leibnizianer steht vor uns, der auch im Werk des Kleinen nach dem Gehalt an Wahrheit und menschlicher Ganzheit fragt und anderseits die letzten, weltumfassenden Möglichkeiten der Literatur in den gleichen Blick faßt: «Man darf sagen, daß Goethe wohl überhaupt zum erstenmal in der Geschichte die Gewalt der Gleichzeitigkeit empfunden hat, welche die Menschen zu Genossen, Zeitgenossen macht, und daß er dieser Zeitgenossenschaft nun auch die tiefere Bedeutung zu geben versuchte: wirklich geistige Genossenschaft zu sein, gemeinschaftlich zu wirken und zu schaffen.»

Der Artemis-Goethe gehört zweifellos zusammen mit der Jubiläums-, Propyläen- und Insel-Ausgabe zu den wenigen, die Marksteine in der Geschichte der Goethe-Edition sind. Wir sehen mit Spannung und Freude den sechs Bänden entgegen, die das große Werk abschließen sollen. *Albert Bettex*

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Deutsche Sorgen Der Anonymus, der im letzten Heft der *Neuen Schweizer Rundschau* die Frage von Amerikanern wiedergibt, ob es nicht besser gewesen wäre, in der Stellung eines mächtigen Schiedsrichters zu verbleiben, spricht aus, was sich auch Deutsche denken könnten, wenn sie das Schicksal ihres Vaterlandes überprüfen. Es gibt in der Außenpolitik keine vorteilhaftere Position als die des *Schiedsrichters,* der über die Machtmittel verfügt, nicht bloß Gutachten abzugeben, sondern Entscheidungen zu fällen und durchzusetzen. Die balance of power, der in Jahrhunderten bewährte, aber vom 20. Jahrhundert als undurchführbar erwiesene Grundgedanke der britischen Außenpolitik, erstrebte und erreichte (fast immer) das Ziel, die Politik der Kontinentalmächte, ohne den Einsatz eigener Kräfte zu bestimmen. Eine Meisterleistung dieser Diplomatie der Zwickmühle stellte der Vertrag von Locarno dar, von dem sein Urheber, Lord d'Abernon, der spiritus rector der Weimarer Republik, mit gelassener Ueberlegenheit in seinem Tagebuch feststellte: «Der mittelbare Vorteil für England, zum Schiedsrichter zwischen Frankreich und Deutschland zu werden, gibt uns eine Stellung von gewaltigen Möglichkeiten. Er macht uns zu einem beherrschenden Faktor der europäischen Politik.»

Wer aber nun das mit äußerstem Raffinement geführte diplomatische Spiel kennt, auf dessen Höhepunkt das Foreign Office mit traditioneller Bescheidenheit den Triumph von Locarno kassierte, erkennt in dem amerikanischen Bedauern, nicht in der Stellung des Schiedsrichters verharrt zu haben, einen neuen Beweis der Unerfahrenheit Amerikas in der Kunst der Außenpolitik, für die dieser Artikel so viele Beweise liefert wie *Max Beloff* in *The Twentieth Century* (902) in einem Beitrag *The American way in foreign policy,* der George F. Kennans Wort «Diplomacy by Dilettantism» rezensiert.

Die «gewaltigen Möglichkeiten» der Schiedsrichterstellung, die Deutschland im Fall eines Friedensvertrags zwischen Rußland und dem Westen erstreben könnte, machen den Fragenkomplex, der die Großen Vier beunruhigt, zu

einem echten Weltproblem, immer vorausgesetzt, daß das künftige Deutschland die diplomatische Fähigkeit haben sollte, die mit *Bismarck* ausgestorben scheint, in eine solche Position hineinzuwachsen und sie sich zu erhalten. Dazu gehören aber auch Mächte, die, wie es auf dem Kontinent so lange der Fall war, einer externen Macht die Stellung des Schiedsrichters belassen. Deutschland könnte, fest verbunden mit der Wirtschaft des *Schuman-Plans,* zusammen mit den anderen *Kontinentalstaaten* zum Schiedsrichter zwischen Rußland und Amerika werden, was aber besagt, daß *Europa nur als Ganzes,* nicht Deutschland allein, eine mittlere Position in der Weltpolitik einzunehmen berufen wäre. Das ist das Gegenteil einer Rapallo-Option, die eine Bindung bedeuten und die Schiedsrichterstellung Europas aufheben würde. So läuft alles auf die Frage hinaus, ob Deutschland eines zuverlässigen Europabewußtseins fähig ist, die *Terence Prittie* in *The Listener* (1208) im Anschluß an den Hamburger Europakongreß untersucht.

Unverkennbar besitzt Rußland allein die Möglichkeit, Deutschland einen Verzicht Polens auf die Oder-Neiße-Linie anzubieten; aber Deutschland denkt, verständlich genug, auch an Pommern und Schlesien. Rußland kann unmöglich so viel geben, als Deutschland einmal verlangen wird, während die Westmächte imstande sein sollten, die Saarfrage so zu lösen, daß die ökonomischen Rechte Frankreichs ungefährdet blieben. Einen Pariakomplex nennt Terence Prittie die Spannung zwischen den Deutschen und den Westmächten, die Furcht der Deutschen, übervorteilt zu werden, ihre Unfähigkeit, sich zu vergegenwärtigen, was die westlichen Nachbarn zu fürchten erfahrungsgemäß Anlaß haben. *Misrepresentations of history* wirft der englische Autor Deutschen vor, die jetzt Dänemark territorialer Aspirationen beschuldigen, die Außenpolitik Wilhelms II. friedlich nennen (sie ist es teilweise gewesen) und die Oesterreicher als Schuldige des vorigen Weltkrieges preisgeben. Man betont zwar in Deutschland, daß Europa die Deutschen braucht wie diese Europa, stellt aber Bedingungen, die die unabänderliche Schicksalsverbundenheit verleugnen. Mangel an Schuldbewußtsein ist das Manko der älteren, aber der Vorzug der jüngeren Generation. Sie erlebt und beobachtet das politische Geschehen unabhängiger als die Eltern. Ihr Mangel an politischer Erfahrung könnte sie verleiten, durch falsche Forderungen und törichte Erwartungen die Chancen, die Deutschland zweifellos hat, zu verspielen.

Wie sehr Deutschland noch des außenpolitischen Instinktes ermangelt, eine politische Konzeption zu erfassen und zu verwirklichen, zeigt seine Unentschlossenheit den Hauptproblemen gegenüber. Irrationalitäten und vaterlandslose Interessengegensätze bilden eine innere Grenze, die zur Teilungsgrenze parallel läuft. *Alain Clément,* der deutsche Korrespondent des *Monde,* sieht in der europäischen Zeitschrift *Aussprache,* die leider, symbolisch genug, mit dem 10. Heft ihr Erscheinen einstellt, die deutsche Zukunft in der Vorstellung weiter deutscher Kreise an folgende Alternative geknüpft: «Entweder ein ‚kleines Deutschland', das an der Elbe endet und in dem die konservativen Kräfte auf unabsehbare Zeit vorherrschen würden, oder ein ‚mittleres Deutschland' zwischen Rhein und Oder, das, um mit den Worten des *Volkswirts,* des Blattes der Interessen der Großindustrie, zu reden, ‚der sozialdemokratisch - gewerkschaftlichen Herrschaft anheimfallen würde'. Allein die Tatsache, daß das Problem in dieser Form von zahlreichen hervorragenden Persönlichkeiten Westdeutschlands gestellt werden kann, zeigt an, daß die territoriale Trennung, die der kalte Krieg dem Lande aufzwingt, sich in mehr als einem Punkt mit einer Demarkationslinie der Ideen

überschneidet, die durch die Leidenschaften in diesem ‚zivilen kalten Kriege', in den in Deutschland die politischen Streitigkeiten auslaufen, gezogen wurde.»

Ein typisches Beispiel der verschwommenen Mystifizierung von Instinkten, Interessen und undurchdachten politischen Ideologien bietet die Geschichte des *deutschen Nationalbolschewismus* von 1918 bis 1932, die *Karl O. Paetel* in der Zeitschrift für internationale Fragen *Außenpolitik* (4) in Berichtsform darstellt. Mit den Begriffen «links» und «rechts», «Nationalismus» und «Sozialismus» zu operieren, führt zu neuen Verschwommenheiten, da ihre Substanz vieldeutig geworden ist. Nationalismus und Bolschewismus sind unverschmelzbar, weil der Bolschewismus keinen anderen Nationalismus duldet als den russischen und jeden fremden nur gelegentlich zu russischen Zwekken verwendet. Paetel geht viel zu weit, wenn er auch Graf zu Brockdorff-Rantzau und Ago v. Maltzan als Varianten dieser Bewegung in Anspruch nimmt, da beiden Persönlichkeiten, so irrig sie auch handelten, eine Anpassung an den Sozialgehalt des Bolschewismus fremd war und sie nur mit Rußland, wie es nun einmal war, eine Partnerschaft eingingen. Die kontradiktorischen Diskussionen, die Radek mit dem Grafen Reventlow einleitete, spekulierten zunächst nicht zu Unrecht darauf, daß die zerstäubten Massen à la longue eher der bolschewistischen als der nationalistischen Parole folgen würden; aber der Faschismus überholte den Bolschewismus, nahm nach dem Vorbild Mussolinis für sich in Anspruch, «antibürgerlich» zu sein und sammelte den postenhungrigen Abfall um sich, der sich nur so lange antibürgerlich gebärdete, als er von der Bourgeoisie nicht zugelassen wurde. National sein hieß dieser Bewegung nichts anderes, als die Revanche für Versailles brutaler vorbereiten, als den noch verantwortlichen Regierungsparteien zweckmäßig schien. Die Wirtschaftsprogramme des *Tat*-Kreises waren auch nur ein Versuch, sich in einem aufgesplitterten Europa provisorisch einzurichten, ohne sich mit Frankreich zu verständigen. Paetel hebt mit Recht das soziale Volkserlebnis der Arbeitslosigkeit und das Bedürfnis der Jugend nach Gemeinschaftswirken hervor. Ein einziger starker Gedanke hätte allen diesen Kräften positive Aufgaben gestellt und sie vor dem Zerfall bewahrt. Daß diese Unterlassung einen Hitler zur Macht brachte, ist die politische und moralische Schuld des ganzen Reichstags ohne Ausnahme. Die Geschichte hat ihn verworfen, und verwerflich war er.

Daß ein Volk die Führer hervorbringt, die seinem Wollen Genüge tun, erklärt den Zauber *Wilhelms II.* auf Deutschland. Die Studie von *Joseph Antz* über den Kaiser und seine Untertanen ist keineswegs unaktuell, und die *Frankfurter Hefte* (4) hätten noch weitergehen und manche gute Absichten des Kaisers aus dem alle Welt verletzenden Wust der Provokationen eines militaristisch überkompensierten Schwächlings herausarbeiten können. Der Aufsatz zitiert einen für die damalige Opposition charakteristischen Leitartikel der *Basler Nationalzeitung* von 1909 und schließt mit dem Urteil Rathenaus: «Das Volk in dieser Zeit, bewußt und unbewußt, hat ihn so gewollt, nicht anders gewollt, hat sich selbst in ihm so gewollt, nicht anders gewollt. Niemals zuvor hat so vollkommen ein sinnbildlicher Mensch sich in der Epoche, eine Epoche sich im Menschen gespiegelt.»

Erkennt man die nationale Selbsterfahrung des deutschen Volkes im 20. Jahrhundert an der Erscheinung des letzten Kaisers, so wird man doch den Möglichkeiten der deutschen Geschichte nicht gerecht, wenn man *Bismarck* an Bedingungen mißt, die nicht die seinen sein konnten. Gerade der Mangel einer eigenen außenpolitischen Doktrin macht sich im Zerrbild

Bismarcks bemerkbar, mit dem liberale Historiker als posthume Kiebitzer der Weltgeschichte nicht gerade bewiesen haben, daß sie die Partie gewonnen hätten. Der Streit um Bismarck charakterisiert das Bedürfnis weiter Kreise Deutschlands, sich nicht alle seine Heroen expropriieren zu lassen. Aber es handelt sich ja nicht darum, ob dieser oder jener Nimbus fällt, sondern ob man ein neues Verhältnis zu den großen Aufgaben der Gegenwart gewinnt. *Werner Richter* stellt Bismarck in der *Neuen Rundschau* (1) in die preußisch-junkerliche Existenz hinein, um aus ihr den Widerspruch zwischen dem Revolutionär von oben und dem Schaffensdrang des geborenen konservativen Staatsmanns zu entwickeln, der der treue Diener der disparatesten Herren sein wollte, wie es Friedrich Wilhelm IV. und König Wilhelm waren. Bismarck konnte nur als Zerstörer beginnen, um das Kaiserreich zu errichten, aber dann entließ er auch sofort den Liberalismus, der ihm als Vorspann der nationalen Idee gedient hatte, um das Gewonnene konservativ zu sichern. Daß seine Willkür Hitlersche Regierungsmethoden antizipierte, haben Friedrich Meinecke und Robert Saitschick richtig gesehen, und Werner Richter schließt sich dieser Auffassung an. Aber Richters eigene außenpolitische Vorstellungen werden den klugen Bemühungen Bismarcks nicht gerecht, der nach dem Siege die Fehler zu beseitigen versuchte, die er selbst angelegt hatte. Ich glaube, Bismarck beurteilte sein eigenes Gelingen und Mißlingen vorsichtiger als seine Kritiker, die die Auswege nicht sehen, durch die er sein Werk zu retten suchte, und die seine Tragödie verkennen, die darin bestand, daß er nicht hundert Jahre alt werden konnte, um die Fehler zu korrigieren, die er teils geerbt, teils begangen hatte.

Woran Deutschland seit 1905, ungeachtet aller glänzenden Leistungen, sukzessive zugrunde ging, wird von der neuen deutschen Geschichtsforschung allmählich klar gesehen. Trotz bedenklicher Einzelheiten liefert der Aufsatz des Kölner Historikers *Peter Rassow* im neuesten Heft der *Historischen Zeitschrift* (2) *Schlieffen und Holstein* Material zur Erkenntnis der unrealisierbaren und in sich widerspruchsvollen Außenpolitik der entscheidenden Jahre. Schlieffen und Holstein wollten die russische Niederlage von 1905 dazu benutzen, um Frankreich in die Knie zu zwingen und einen Zweifrontenkrieg Deutschland zu ersparen. Bülow benutzte Holsteins Agressivität als Druckmittel, aber ohne den Willen von Schlieffen und Holstein zu den letzten Konsequenzen. Wilhelm II. wollte das geschwächte Rußland auf die deutsche Seite ziehen und über Petersburg eine Zusammenarbeit mit Frankreich erreichen. Er dachte ganz vernünftig, war aber zu schwach, seinen eigenen Ideen treu zu bleiben. Rassow sieht in weiteren Zusammenhängen die Ursachen des zweimaligen deutschen Zusammenbruchs. Deutschland wollte, wie Rußland, England, Amerika, Weltmacht werden, ohne eine gesicherte Basis in Europa zu besitzen. Die Voraussetzungen fehlten. Aber was Rassow ungenau «Weltmächte» nennt — er beruft sich auf *Werner Näfs* «Epochen der neueren Geschichte» und auf *Ludwig Dehios* «Gleichgewicht oder Hegemonie» —, ist ja nichts anderes als das, was den Lesern meiner Beiträge in der *Neuen Schweizer Rundschau* bereits als die fünf Wirtschaftsimperien der weltpolitischen Konzeption von *Joseph Bloch* bekannt ist. So akzeptiert jetzt allmählich die Geschichtswissenschaft diese neue, konsequenzenreiche Begriffswelt, die unwiderleglich erklärt, warum Deutschland in diesem Jahrhundert einzig und allein die Aufgabe hatte, Kontinentalpolitik zu treiben, da nur Europa als Präferenzzollgebiet «Weltmacht» sein kann, nie wieder aber irgendein europäischer Teilstaat alleine.

Les Lettres: R. M. Rilke Französische Zeitschriften haben Rilke für Frankreich entdeckt und seinem Werk auch unter der Okkupation einen transnationalen Kult geweiht. Die *Nouvelle Revue Française* von 1911, mit Gides unübertroffener Uebersetzung von Fragmenten aus dem Malte, *Les Nouvelles Littéraires, Sagesse,* gingen mit bemerkenswerten Einzelbeiträgen voraus, bis Maurice Betz den *Cahier du Mois* (23/4) 1926 als Sonderheft *Reconnaissance à Rilke* zu einer Kundgebung der literarischen Jugend Frankreichs gestaltete. Als den originellsten Protest gegen die Okkupation darf man den Band *Rilke et la France* bezeichnen, den Henri Daniel-Rops in seiner Zeitschrift von Sonderheften *Présences* 1943 veröffentlichte. Und nun liegt das letzte französische Rilke-Heft vor, eine Tripelnummer der *Lettres,* die ein Kollektiv von Rilke-Kennern, -Uebersetzern, -Freunden zusammengestellt hat, um Rilke als eine bereits historische Erscheinung vom Mißverständnis des Ruhmes zu befreien und seine Rangordnung zu sanktionieren. Was in diesem 240 Seiten starken Gedenkbuch an Inédits enthalten ist, geht auch die deutsche Rilke-Forschung an, soweit sie aus Briefen und Erinnerungen besteht, die man in Deutschland noch nicht kennt.

Von den Briefwechseln ist der poetischste der mit Supervielle. Der französische Dichter nennt Rilkes Brief über seine «Gravitations» «la plus belle, la plus dense (lettre) que j'aie jamais reçue». Die folgenden Zeilen Rilkes sind zu schön, um deutschen Lesern vorenthalten zu werden:

«L'habitude de remuer les masses et de faire usage d'inutilité de nos pauvres choses humaines, comme s'il fallait les éduquer à une vie sidérale — cette habitude ne vous a point gâté la main. J'admire sa douce et précise légèreté dans une poésie comme ‚Pointe de Flamme', c'est comme si c'était fait par personne. Presque tout le monde insiste trop et arrive à laisser les empreintes passionnées des doigts dans l'argile; c'est comme une preuve de force. Mais c'est une preuve de plus de force encore que de savoir, le moment donné, faire comme... personne!»

Supervielles Antwort ist nicht weniger schön, denn seine Prosa ist so duftig leicht wie seine Lyrik. Ueberhaupt ist der Reichtum rein menschlicher Aeußerungen der Liebe und Ergebenheit der Zauber dieses Buches. Wie demütig schließt Genia Tschernosvitoff, Rilkes letzte Freundin und Sekretärin, ihm schon als Russin teuer, ihre Erinnerungen an das Ende mit dem Satz: «Près de sa tombe, on ne peut que lui obéir.» Einige Worte anonymer Verehrer bringen unabhängig voneinander das Gefühl des innersten Besitzes so schön zum Ausdruck, wie es nur auf französisch gesagt werden kann: «Il est en moi comme j'ai vécu en lui. Cela n'a pas été toujours pour ma paix ni pour mon équilibre, mais peut-être pour mon bonheur.» Also ein Glück, das mehr ist als Friede und Gleichgewicht. Von den Lettres à un jeune poète sagt ein junger Franzose: Geliebt habe er Rilke nicht, «c'est peut-être autre chose... il me semble que c'est merveilleusement formulé, ce que je me murmure à moi-même». Im Kritikteil des Bildheftes macht eine Studie von J.-F. Angelloz über die Bedeutung der Elemente in den Neuen Gedichten auf die angekündigte neue, erweiterte Ausgabe seines «Rilke» begierig. Mit gebührendem Verzicht auf Urteil und noch mehr auf Vorurteil liest man die Studie von *Gabriel Marcel* über Rilkes Okkultismus und sein von der Uebersetzerin der Elegien ins Englische, *Nora Purtscher-Wydenbruck,* mitgeteiltes Wiedererscheinen in Séancen nach seinem Tod, in denen er die Uebersetzung der Freundin hervorragend korrigierte und auf Ersatz der Worte mit lateinischen Wurzeln durch angelsächsische drängte, wie allowed statt permitted, whole statt entire, robbed statt spoiled. Die

Niederschrift der spiritistischen Diktate erfolgte durch eine Engländerin, die Deutsch verstand, aber nichts zur Erfindung solcher Sprachnuancen beibringen konnte. «Une caresse de l'invisible» nennt Gabriel Marcel den Nachklang, vielmehr das Vorzeichen, das Rilke der Gräfin Wydenbruck (vielleicht) gesandt hat. Entspräche es doch dem «sidéral intérieur» Rilkes, wie Marcel den «Weltinnenraum» französisch wiedergibt. — Der Herausgeber der *Lettres*, André Silvaire, sollte für diese schöne Rilke-Publikation auch von der Schweiz Zeichen des Dankes und der Teilnahme erhalten.

Französischer Verdi

Musikalische Themen treten nur selten in diesen Diskussionen auf, denn Aufsätze über Musik in den Zeitschriften reichen leider selten über den musikkritischen Inhalt hinaus. Um so stärker traf mich eine Studie über Verdi durch den Ort des Erscheinens und den durch sie gegebenen Inhalt, durch die Persönlichkeit des Verfassers, die Originalität der Argumente, die religiös-philosophische Fundierung des Urteils, das allein schon durch sein Vergleichsmaterial als letzte und höchste Phase im Prozeß der geistigen Einverleibung der scheinbar so «leichten» Musik Verdis bezeichnet werden kann.

Dieu Vivant gehört zu den erheblichsten Zeitschriften Frankreichs und daher Europas. In sechs Jahren erschienen bisher 20 Quarthefte im Umfang von durchschnittlich 160 Seiten unter der Leitung von *Marcel Moré*. Der Herausgeber akzeptiert die übliche Charakterisierung seiner Zeitschrift als christlich-eschatologisch, gibt aber dem Endzeitlichen einen Sinn, der das Zeitliche zwar unterordnet, aber miteinschließt. Themen ästhetischer Ordnung werden gewöhnlich beiseitegelassen; bricht aber das Eschatologische unerwartet aus einem Kunstwerk, einem Künstler hervor, so gehört eine solche Entdeckung und Anerkennung zu den Aufgaben einer Zeitschrift, die den Lebendigen Gott nach den Worten des 42. Psalms und des 1. Briefs an die Thessaloniker in allen Formen und Glaubensweisen sucht und Autoren und Themen eines jeden Glaubens an den Lebendigen Gott zur Mitarbeit zuläßt.

Marcel Moré hörte inmitten einer erschütterten Masse in der Madeleine diesen Lebendigen Gott, als das Theater San Carlo, Neapel, Verdis *Requiem* aufführte, und in der Opéra den *Maskenball*, und viele Zuhörer bestätigten, was er selbst empfunden hatte: das war ein Jüngstes Gericht von der erzenen Schönheit und herzzerreißenden Heiterkeit Dantes.

Der Durchbruch dieser Erkenntnis kommt schmerzlich spät in Frankreich, denn dieser Schlußpunkt eines Weltruhms machte, solange er fehlte, die Stellung Verdis in der Welt fragmentarisch. Jeder Kulturkreis hat ein zeitlich beschränktes, nicht ein für allemal gewährtes Recht, auch unter dem Höchsten zu sondern, wegzulassen, was seine eigene Form- und Sinngebung schädigen könnte. Daß Frankreich vor Shakespeare so lange zurückgewichen ist, verstehen wir; daß es Verdi verkannte, verstehen wir nicht, denn hier handelte es sich einfach um ein Vorurteil. Daß wir im deutschen Kulturgebiet Frankreich um 30 bis 40 Jahre voraus waren, verdanken wir Angelo Neumann, der erst Wagner der Welt aufzwang, dann Verdi und nur vor dem dritten großen Musikdramatiker des 19. Jahrhunderts, vor Smetana, versagte. Daß Neumann vor 45 Jahren in Prag Verdi neben Wagner festspielwürdig machte, ist schließlich in Salzburg durch den Verdi Toscaninis und Furtwänglers noch in der anspruchsvollsten Wertordnung — durch die Nachbarschaft Mozarts — bestätigt worden.

Moré kennt diesen pragerischen Ursprung der Umwertung Verdis nicht,

führt aber doch mit einem gewissen Recht *Werfels* Verdi-Roman, der ganz aus unserem Prager Jugenderlebnis stammt, als Basis an, auf dem ein neues Verdi-Bild errichtet wurde. Im übrigen habe ich nie dem Erfolg dieses Buches zustimmen können; es verfehlt sogar das Wesentliche, indem es ganz unbegründet Verdi und Wagner konfrontiert, Verdi an Wagner leiden läßt, daher das unhaltbare Fehlurteil begünstigt, nach welchem der späte Verdi in der Nachfolge Wagners stünde, während auch die letzten Werke des Meisters nichts enthalten, was nicht schon in seinen ersten, von mir wiederentdeckten Liedern, im Nabucco und in den Hauptwerken der zweiten Periode enthalten wäre. Immerhin machte Werfel Verdi repräsentativ, und erst unter seinem Einfluß ging der Taktstock der Verdi-Dirigenten aus den Händen der dritten Garnitur in die der großen Meister über, zu denen zum Beispiel Mahler noch nicht gehörte, wohl aber sein Schüler Bruno Walter.

Daß sich im Genie des Achtzigjährigen das persönliche Leben zum künstlerischen Schaffen summierte, entwickelt Moré aus biographischen Einzelheiten, deren Deutung subjektiv ist. Moré verfolgt die Größe des Endwerks in die Anfänge Verdis zurück, für die er endlich die richtigen Vergleichswerte aufstellt. Er trennt Traviata von Dumas und nennt Verdis Dame aux Camélias eine Balzacsche Oper, in der ein sündiger Mensch an der Großstadt Paris untergeht, weil er sie so liebt. In Verdis Menschen hört Moré nicht bloß die Stimmen des Melos, die unüberhörbar sind, sondern die viel zu selten vernommenen Seelen, die alle ein und dieselbe Sprache sprechen, nämlich die Verdische. Und wenn Moré mit einem großen Beispiel Verdis Todesauffassung seiner Lebensauffassung gegenüberstellt, so führt er ins Zentrum Verdis, der den Tod mannigfaltiger spiegelt als irgendein anderer Dramatiker des Welttheaters; der, Shakespeare ebenbürtig, den Tod in allen seinen Schrecken und Süßigkeiten als ein und dasselbe Phänomen erlebt. Eben deshalb ist diese französische Verdi-Erfahrung letzten Endes eschatologisch, aber was Verdi religiös im Requiem dargestellt hat, durchdringt das ganze Werk dieses letzten großen Barockmusikers, und daher führte ihn die Logik seiner Innenwelt dazu, wie Mozart und Berlioz, sein letztes Wort des Glaubens einer Totenmesse anzuvertrauen.

Kurze Chronik Diskussionen in der Zeitschrift, Sondierungen der Lesermeinungen erweitern die Urteilsbildung. Eine neue Zeitschrift, die nur der Aussprache verschiedener Kreise über ein Thema gewidmet ist, liegt jetzt in *Confluence* vor. Es ist ein von der Harvard University geschaffenes internationales Forum, eine gedruckte Fortsetzung des Harvard International Seminar von 1951, das aber weiterarbeitet und für 1952 eine Aussprache zwischen je 20 Vertretern europäischer und asiatischer Kulturkreise ankündigt. Das erste Heft von Confluence veröffentlicht unter der Leitung von William Yandell Elliott und Henry A. Kissinger eine Antwort auf die Frage nach den Basen der Zivilisation. Die europäischen Beiträge stammen von Pierre Emmanuel, Umberto Segre, Günther Birkenfeld, Peter Marshall; die amerikanischen von William Barrett, H. van B. Cleveland, Theodor Geiger und Reinhold Niebuhr. Die richtige *Themenstellung* wäre das Hauptproblem dieser neuen Zeitschriftenform. — Eine Zeitschrift, die dem Leser deutscher Sprache Bereicherung verspricht, sind die in Bozen publizierten *Italienischen Hefte*. Ein monatlicher Ueberblick über das literarische und kulturelle Leben Italiens wird angesichts des großen Aufschwungs, der Italiens echte Abkehr vom Faschismus bekundet, weit willkommen sein.

Felix Stössinger